

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht so bin wie dieser Pharisäer!“

Das bekannte und berühmte Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner wird ganz schnell zur Falle. Weil es unsere Urteile und Vorurteile scheinbar bestätigt und gleichzeitig in Frage stellt, weil es unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung herausfordert, weil es Klischees bedient und dann zertrümmert.

Jesus ist ein großartiger Geschichtenerzähler, auch ein Karikaturist und Satiriker. Seine Geschichte beginnt wie ein klassischer Witz: Gehen zwei Menschen hinauf in den Tempel, ein Pharisäer und ein Zöllner. Das verspricht eine gute Pointe, denn das sind zwei Personen aus völlig unterschiedlichen Welten. Die Pointe war die für die Zuhörer Jesu überraschend und provokativ: der Zöllner geht als vor Gott gerecht nach Hause und nicht der hochreligiöse Pharisäer. Für uns heute ist das gar nicht überraschend. Wir wissen genau, wer gut und wer schlecht ist. Die Haltung des überheblichen Pharisäers ist schlecht, der Zöllner, der Gott um Gnade bittet, macht es gut.

„Ich danke dir, Gott, dass ich nicht so bin wie dieser arrogante Pharisäer!“

Für uns ist der Pharisäer zur Karikatur geworden. Ein Scheinheiliger, arrogant und selbstgerecht, einer, der sogar vor Gott mit seinen großen Leistungen angibt und doch ein Heuchler ist, ein Blender, einer der nur vorgibt, fromm zu sein. In Friesland gibt es den „Pharisäer“ als Getränk. Ein Kaffee mit einem kräftigen Schuss Rum drin, obendrauf eine Sahnehaube, damit man den Alkohol nicht riecht. Den Pharisäern, mit denen sich Jesus zum Teil heftige Streitgespräche liefert, den Pharisäern wird das nicht gerecht!

Die Pharisäer zur Zeit Jesu sind eine Gruppe religiöser Laien, die den Glauben ernst nehmen. Ein Pharisäer ist in der Regel Handwerker oder Händler von Beruf. Er ist gebildet, kann lesen und schreiben und kennt sich in den Heiligen Schriften aus. Der Pharisäer im Gleichnis übertreibt nicht, wenn er sich selbst beschreibt: Er hält alle Gesetze und Gebote genau und konsequent ein. Sein Glaube findet Ausdruck in seinem Leben, er handelt auch danach. Er fastet, nicht nur am Versöhnungstag, wie es die Tora fordert, sondern an zwei Tagen in der Woche. Und er ist sozial engagiert: Er hilft Mitmenschen, die es schwer haben. Er spendet regelmäßig einen Teil seines Einkommens und gibt darüber hinaus ein Zehntel des Preises von allem, was er kauft, in die Armenkasse. Das macht er, weil die Möglichkeit besteht, dass der Verkäufer es für seine Ware nicht getan hat.

Im Geschäftsleben und im Beruf ist er fair, vertrauenswürdig und großzügig, sucht nicht nur seinen Vorteil. Und dass wir ihn im Gleichnis im Tempel antreffen, ist nicht verwunderlich, denn dort betet er regelmäßig. Er ist gekommen, um Gott „Danke!“ zu sagen für sein Leben. An ihm gibt es nichts zu kritisieren. Er ist ein von allen geachteter Mann, Vorbild für viele. Jesus zeichnet in seinem Gleichnis eine Art Idealbild eines gläubigen Menschen.

So sollten wir doch auch sein: ernsthafte Christinnen und Christen, den Menschen zugewandt, nach dem fragend, was Gott für uns und diese Welt will, vertrauenswürdig, selbstlos, großzügig. Engagiert für das Gemeinwohl, und ja, auch sorgfältig und bewusst in dem, was wir kaufen und essen, wie wir wohnen und uns fortbewegen. Dankbar für unser Leben. Stell dir die beste Version deiner selbst vor. Und fühl dich wohl damit. Und sage Gott „Danke!“ für dein Leben. Was soll daran falsch sein?

Wenn wir genauer hinschauen, wird deutlich: Das Gebet des Pharisäers ist gar kein Gespräch mit Gott, sondern vielmehr ein Selbstgespräch. Zwar sagt er zu Beginn: Ich danke dir, Gott. Aber dann redet er nur noch von und mit sich selbst. Er grenzt sich ab im Vergleich mit anderen, die er abwertet, um selbst noch besser dazustehen. Und er listet seine guten Taten auf. Er zeigt, was er zu bieten hat. Er kommt mit vollen Händen in den Tempel. Sein gutes Leben hat er sich verdient. Stolz auf seine Leistungen und Errungenschaften erwartet er vielleicht Lob und Anerkennung von Gott. Er braucht Gott eigentlich nicht, außer zur Bestätigung. Vielleicht denkt er, dass Gott ihn braucht. Es wäre schon gut, wenn mehr Menschen so wären wie ich. Gott kann schon zufrieden sein, dass es Menschen wie mich gibt.

In der Vorbereitung der Predigt habe ich bei einer Auslegerin den Satz gelesen: „Er benutzt Gott, um ihn sich vom Hals zu halten!“ (Anke Lechtenberg; Die Sonntagsevangelien im Lesejahr C, Regensburg 2024, S. 178). Ja, darin besteht doch das eigentliche Problem: Ein Gebet, das sich nicht an Gott richtet, sondern letztlich gegen ihn. Hier erzählt einer, wie toll er ist und erwartet von Gott Applaus dazu. Das macht sein gutes Leben fragwürdig. Das vergiftet seine guten Taten. Das macht seine Nächstenliebe zur Selbstbestätigung und Ego-Politik.

Aber das wissen wir ja alles und wir sind auf der Seite des Zöllners. Die Zöllner, die uns in den Evangelien begegnen, haben unsere Sympathie. Der kleine Mann Zachäus, der sich zum Affen macht und auf einen Baum klettert, nur um Jesus zu sehen. Levi, Matthäus, der sich direkt von seinem Zolttisch aus entscheidet, mit Jesus zu gehen, ein Jünger zu werden. Und unser namenloser Zöllner im Gleichnis, der selbstkritisch und ehrlich seine Verzweiflung vor Gott bekennt.

Der Zöllner im Gleichnis ist wie der Pharisäer Jude. Aber er ist kein geachteter Mensch, eher ein Geächteter. Er ist kein Zollbeamter, sondern Pächter einer Zollstation der römischen Besatzungsmacht. Hier hat er die Aufgabe und das Recht, Abgaben zu kassieren. Die meisten Zöllner setzen sich über die amtlichen Vorschriften hinweg und versuchen aus ihrer Zollstation so viel Profit wie möglich herauszuschlagen. Mit überhöhten Tarifen wirtschaften sie in die eigene Tasche, sie nehmen Händlern zu viel Geld ab. Viele Zöllner sind wohlhabend, und genau deshalb haftet ihnen der Verdacht des Betrugs und der Erpressung an. Sie haben ihren Reichtum auf Kosten ihrer Mitmenschen erworben. Mit solchen halbseidenen Leuten möchte man nichts zu tun haben. Sie gelten als unehrlich und habgierig. Durch ihre Geschäftspraktiken verstoßen sie offensichtlich gegen Gottes Gebot. Der Pharisäer nennt den Zöllner in einer Reihe mit Räubern, Betrügern und Ehebrechern. In der Synagoge und im Tempel erwartet man solche Leute eher nicht. Braucht ihr noch mehr Klischees? Auch hier in unserem Gottesdienst erwarten wir zum Beispiel den Franchise-Pächter eines Lokals für Sportwetten, der mit einer schwarzen Edel-Limousine vorfährt, eher nicht. Schon die Wahl seines Berufes – eine Zollstation von der Besatzungsmacht pachten – zeigt, dass der Zöllner seinen eigenen Vorteil im Blick hat. Solidarität mit Schwächeren und ein aufrichtiger Lebensstil bringen keinen Profit und lohnen sich nicht.

Solchen Leuten ist nicht zu trauen und sie werden nicht respektiert. Zöllner waren oft betrügerische, habgierige Profiteure der römischen Besatzungsmacht.

Das ist übrigens kein spezielles Phänomen des alten Israel. Im ganzen Mittelmeerraum der Antike waren Zöllner nicht beliebt. Der römische Schriftsteller Julius Pollux nennt Zöllner in seiner Liste schändlicher Berufe an prominenter Stelle und liefert insgesamt 39 Schimpfnamen für Menschen, die diesen Beruf haben.

Auch heute noch ist die Zahlung von Zöllen nicht beliebt und wenn der amerikanische Präsident sagt, „Tariffs“ – also Zölle – sei sein Lieblingswort, löst das Unverständnis und Empörung nicht nur in den betroffenen Ländern aus. Wollen wir wirklich auf der Seite des Zöllners sein? Was macht er richtig? Wo ist er Vorbild?

Jesus erzählt sein Gleichnis, so wie Lukas es aufgeschrieben hat, im Kontext seiner Erläuterungen zum Gebet. Im Gleichnis vom ungerechten Richter und der hartnäckigen Witwe stand die Aufforderung im Fokus, im Beten nicht nachzulassen. Im Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner – hier – geht es um die Haltung Gott gegenüber, wenn wir mit ihm sprechen.

„Gott, vergib mir! Ich weiß, dass ich ein Sünder bin.“ Das ist die Überschrift über der Haltung des Zöllners.

Der hätte sich ja auch rechtfertigen können, seine eigene Schuld und Verstrickung in Ungerechtigkeit kleinreden können.

„So ist es halt, wenn man Zöllner ist. Und so machen es andere auch und sogar noch viel mehr.“ Denn es waren vor allem die oberen Schichten, unter ihnen auch die führende Priesterklasse, die von den Römern profitierte.

Auch für den Zöllner gab es Gründe auf andere zu zeigen.

Das macht er aber nicht. Er bekennt sich als Sünder, als Mensch, der schuldig wird, der Fehler macht, der versagt und scheitert. „Gott, sei mir Sünder gnädig!“, übersetzt Luther. Es ist nicht einmal seine eigene Formulierung, die der Zöllner da verwendet. Er spricht Worte des 51. Psalms, in dem König David in schmerzhafter Selbsterkenntnis Gott um Gnade bittet. Dem Zöllner fehlen die Worte, er übernimmt diese Selbsterkenntnis Davids wörtlich, offensichtlich im Angesicht des frommen Pharisäers. Das macht ihn gerecht. „Das sage ich euch: Der Zolleinnehmer ging nach Hause und war nun vor Gott gerecht – im Unterschied zu dem Pharisäer“, sagt Jesus.

„Gott, sei mir Sünder gnädig! Herr, erbarme dich!“

Das beten wir in jedem Gottesdienst und hören die Zusage: „Der barmherzige Gott hat sich unser erbarmt. Jesus Christus ist für uns gestorben. Durch ihn macht Gott uns zu seinen Kindern.“ Wir sind Menschen, die ihr Leben tagtäglich als Gnade empfangen und erleben. Wir können – wie der Zöllner – gerecht vor Gott nach Hause gehen.

Jesus erzählt dieses Gleichnis – so heißt es im Evangelium – „einigen Leuten, die davon überzeugt waren, dass sie gerecht vor Gott lebten. Für die anderen hatten sie nur Verachtung übrig.“

Also sind wir gar nicht die Zielgruppe für die Pointe des Gleichnisses. Niemals! „Ich bin nicht so wie dieser Pharisäer! Gott sei Dank!“

Sobald ich so fühle, denke oder gar bete, bin ich der überheblichen Haltung des Pharisäers aber sehr nah. Der Pharisäer in mir schaut gerne auf seine Leistungen und Errungenschaften, auf seinen Status und seine Erfahrung und findet vergleichend schnell andere, die da weniger zu bieten haben.

Deshalb ist mir das Gleichnis Mahnung, das Gute und Gelungene in meinem Leben nicht als eigenen Verdienst zu nehmen und mich nicht auf Kosten anderer zu profilieren. Und der Zöllner in mir weiß, dass er auf Gottes Erbarmen angewiesen ist. Und als Gerechtfertigter will er nicht mehr in alte Muster verfallen. Denn zur Rechtfertigung gehört auch die Erneuerung. Gottes Gnade verändert mich. Amen.